

Von Westen nach Osten

Es war, ich erinnere mich, im September 1982, dass ich mich zum Bundesschulmusik-Kongress im Berliner ICC angemeldet hatte. Nach dem Ende der mehrtägigen Veranstaltung fuhr ich mit meinem Auto von Berlin aus weiter in Richtung Bayreuth, wo ich Freunde besuche wollte. Ich benutzte daher die naheliegendste Transitstrecke, die mich durch die damalige DDR führte, zunächst Richtung Halle/ Leipzig, um dann etwa in Höhe von Gera nach Jena abzuzweigen. Ein Korridor der freien, wenn auch streng überwachten, vorgeschriebenen Bewegung mitten durch sozialistisches Terrain, das einst das Herz von Deutschland hieß, und durch das ich mich nun als automatenhafter Fremdkörper fortbewegte.

Wehe dem Abweichler, der sich hier nicht vorschriftsmäßig verhielt. Mir schien, als hätten die grauen Leitplanken, die tristen Ausfahrtschilder, an denen Namen wie Jena, Weimar, Erfurt, Arnstadt, Eisenach aufklangen, tausend Augen, um jedes unbefugte Abfahren eines etwa abirrenden oder vorwitzig- neugierigen Transitreisesubjektes (Abkürzung TREISUB) sogleich zu registrieren um alsbald einen pedantischen Verfolgungsapparat in Bewegung zu setzen. Über derartige Machenschaften der staatlichen Organe der DDR kuriserten allerlei komische und weniger komische Geschichten: Komisch war die oft überhebliche Humorlosigkeit und der Bierernst der VOPOS, mit denen sie sich in unendlicher Berlegenheitsattitüde dem TREISUB näherten, um dessen Papiere, den Fahrzeugzustand usw. auf die nötige Ordnungsmäßigkeit nach allen gebotenen Vorschriften zu überprüfen; weniger komisch daran war, dass die Gesetzeshüter dabei niemals Spaß verstanden, es sei denn ihren eigenen. Filzungen, Beschlagnahmungen, Warterei und Geldbußen konnten einen als „TREISUB“ dann empfindlich treffen. Am Unangenehmsten dabei blieb das demütigende Gefühl, behördlicher Willkür völlig ausgeliefert zu sein. Man begriff sehr schnell, dass man nur ein geduldeter Klassenfeind war.

Als solcher konnte ich bei den Grenzbeamten nicht mal mit Autoradiomusik von Händel oder Bach punkten – immerhin zwei ehemaligen prominenten Bewohnern der DDR. „Händel? Bach? Nie wat jehört. Machen se gefälligst mal dett Jedudel da aus!“ wurde ich grob angeharscht. Doch wegen Händel und Bach erschien ich den Grenzern mit meiner damaligen längeren Bart- und Haarpracht wenigstens nicht gleich des Drogenbesitzes verdächtig. Geradeaus, immer nur geradeaus; nicht nach links und rechts abschweifen – doch, schauen schon, aber nicht abfahren, ausscheren, abweichen vom Erlaubten. Während der Fahrt lauschte ich dem Klang der Städtenamen auf den Autobahnschildern nach, M.rchenüberschriften gleich, bei denen du, wenn du sie liest oder hörst, sogleich etwa die Bilder von Frau Holles dickem, freundlichem Gesicht und ihrem überdimensionalen Busen in einem blumigen Fensterausschnitt siehst, den Gesprächen von Jorinde und Joringel nachlauschst oder dir die trockenen Augen reibst bei dem Gedanken an den teuflischen Glassplitter im Auge des kleinen Kais in Andersens Schneekönigin.

Ich las also JENA, und sah den jungen Studenten Friedrich von Hardenberg an den Lippen

seines Geschichtsprofessors hängen, eines gewissen Friedrich Schiller, der an der damals berühmtesten Universität Deutschlands lehrte. Goethe, der sich oft wochen- und monatelang nach Jena oder auf die nahegelegenen Dornburger Schlösser zurückzog, hatte Schiller hierhergeholt, den Rivalen und späteren Freund. Ihr berühmtes Gespräch in Jena über die Urpflanze markierte den Beginn ihrer Lebensfreundschaft; der botanische Garten und Schillers Garten. Jena, von Goethe als sein „liebes närrisches Nest“ bezeichnet, das schon im Mittelalter berühmt war für seinen Weinbau, später für die Editio Jenensis der Werke Luthers, bekannt und zunehmend berüchtigt als Tummelplatz für romantische Genies, leuchtende zehn Jahre lang: Novalis, Schelling, Hegel, Fichte, sie Schlegels, Tieck, Brentano, Wilhelm von Humboldt, Voss mit seiner Homerübersetzung. ...

Goethe, immer wieder Goethe, für den Jena das andere Ende von Weimar war, und die Dornburger Schlösser hoch über „der Saale hellem Strande“ , sein Lieblingsort ...

Nichts davon, keine Spuren dieser Namen, ihrer Gedanken, ihrer Erlebnisse, denen ich folgen durfte, denen ich an Ort und Stelle nachspüren, nachfühlen konnte – nur wegen einer Handvoll halsstarrer, besserwisserischer Narren, die den Absolutismus, diesem Muster der Diktatur, auf ihre hohlköpfigen Phrasen und die rigide Parteiräson verdünnt hatten ... Hatten sie nicht einst die gute Absicht gehabt, gerade dies zu bekämpfen und durch eine bessere, humanere Lebensform zu ersetzen? Stattdessen hatten sie einen schauerlichen Grenzstreifen manifestiert, in dem sie den Tod und die Todesstrafe für Grenzüberschreitungen in lauernder Präsenz hielten: pedantisch, kleinkariert, Absurd-Irrealem durch Befehl, Gehorsam, Kontrollzwänge und Überwachung larvenhafte Realität verleihend.

Die Transitautobahn, vielleicht grundsätzlich jede Autobahn, waren und sind geschichtslose Orte, eine tote, rein funktionale Sphäre, die meine Sehnsucht, in die historische Substanz und Atmosphäre von Jena, von Weimar einzutauchen, nur noch vergrößerte.

Ausfahrt WEIMAR. Das Mahnmal von Buchenwald auf dem Ettersberg grü. te rätselhaft von den H.henzügen rechterhand zu mir hinüber. Nie hatte ich während meiner Autofahrt für möglich gehalten, dass ich in Weimar kurz nach der Maueröffnung im Frühjahr 1990 in einem Privatquartier unterkommen und im Tiefurter Park nachts in einem Pavillon mit Rita, einer Bekannten aus Weimar, eine Flasche Wein leeren würde.

Alles war plötzlich offen und geöffnet, Freiheit und ihr Zwilling, die Liebe, lagen in der Luft. Damals hatte ich in Weimar dank Ritas Tätigkeit als Restaurateurin bei den „Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten Weimarer Klassik“ wie mit einem Zauberstab Zugang zu Orten und Räumen, die man als normaler Besucher oder Tourist normalerweise nicht zu sehen bekommt - das Innere von Schloss Ettersburg etwa, in erbarmungswürdigem Zustand, verammelt und verbrettert. Schiller hatte hier einst in weltferner Stille an seiner „Maria Stuart“ geschrieben. Oder mein Quartier in den Jahren darauf, ganz oben unterm Dach im Dornburger Renaissanceschloss, zwischen Weimar und Jena gelegen.

Auf meiner Fahrt damals, im Jahre 1982, hatte ich überlegt, was es mit dem weithin sichtbaren Mahnmal auf dem Ettersberg wohl auf sich habe. Dann stand ich dort oben, inmitten der schreienden Gegensätze von Schillers und Goethes Spuren und den

Doppelgängerfratzen Hitler und Goebbels. Letztere verblassten zum Glück sehr schnell, während in Dornburg, in Tiefurth und Weimar die Antlitze von Goethe, Schiller, Anna Amalia, Charlotte von Stein, Christiane, Eckermann und vielen anderen für mich immer deutlichere Züge annahmen, Farbe, Geruch, Wärme, Atem und Klang gewannen. In solchen Momenten hätte ich einem Helmut Kohl, wäre ich ihm etwa auf den Dornburger Terrassen begegnet, sozusagen auf den Knien gedankt, dass derartige Begegnungen mit sogenannten Toten und Lebenden möglich geworden waren – so sehr ich ansonsten auf diesen kolossalen Vereinsmeier von oben herab sah, - auch wegen seiner Platttheit und Brutalität bei der bald folgenden Vereinnahmung des Ostens.

Doch nicht Helmut Kohl ist mir damals im Dunstkreis von Weimar - genauer – in Dornburg begegnet. Ich rede auch nicht von der sympathischen Rita oder von der uralten, aber noch hellwachen Jutta Hecker, die ich in Weimar in ihrem Domizil besucht hatte – der Altenburg, in der einst Wagner, Franz Liszt gelebt hatten und später ein Rudolf Steiner als Hauslehrer aus- und eingegangen war. Die uralte Dame hatte mir vom toten Goethe und vielen anderen aus dessen Dunstkreis erzählt, von denen sie sich in ihren Romanen und Erzählungen inspiriert fühle.

Ich spreche von einer Begegnung an einem Mondabend auf den Terrassen unterhalb des Dornburger Schlosses. Dort hatte ich auf einer Bank gesessen, lange im „Eckermann“ lesend. Unzählige Nachtigallen schlugen. Es rauschen die Wipfel und schauern/ als machten zu dieser Stund/ um die halbversunkenen Mauern/ die alten Götter die Rund' ... Eichendorffsche Frühlingsdüfte und Liebe woben und wehten zeitlos in den Lüften. Ich blickte hinunter zur unsichtbaren im dunklen Tale rauschenden Saale, den Scheinwerferaugen vereinzelter später Autos nach oder lauschte einem passierenden Zug, der in Richtung Jena vorbeirauschte mit seinem allmählich an- und wieder abschwellendem Tosen.

Dieser mächtige und doch zugleich so platte Helmut Kohl mit seinen „blühenden Landschaften“ und dem hausbacken tönenden „Deutschland, einig Vaterland“ hatte es möglich gemacht, dass ich hier saß, mich frei und erfüllt fühlte und neue Zukunftsmöglichkeiten erträumte, erahnte, herbeisehnte ...

Ich vernahm in dem Rauschen und Wehen plötzlich eine sonore Stimme, die mir sehr bekannt vorkam. Mir fiel die Gipsmaske ein, die ich beim Besuch in Jutta Heckers Arbeitszimmer während des Wartens auf sie betrachtet hatte. Keine Totenmaske, sondern die eines Lebenden: Goethe im Alter von 60 Jahren. In der Stille des Arbeitszimmers, begleitet vom Ticken einer großen Standuhr, schien sein Antlitz lebendig zu werden ...

Es waren für mich prophetische Worte, die ich vernahm, und ich gebe sie hier wieder, wie ich sie damals gehört habe ...

„Mir ist nicht bange, dass Deutschland nicht eins werde. Unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige tun. Es sei eins, dass der deutsche Taler und Groschen im ganzen Reich gleichen Wert habe, eins dass mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei eins, dass der städtische Reisepass eines weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarlandes

nicht für unzulänglich gehalten werde, als der Pass eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland, von Ost und West , Nord und Süd überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht. Man hat einen Staat wohl einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen, und so ließe sich wohl die Residenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlsein ausströmt. oVor allem aber sei Deutschland eins in Liebe untereinander ...“.

(15.-16.12.2011)